



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hofmann, Theodor: Altes und mundartliches Sprachgut der vogtländischen
Heimat

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sofortige Schritte zur Beseitigung der deutschen Sprache in den Volksschulen beschlossen; und in der Warschauer Stadtverordnetenversammlung hat am 17. Juli der polnische Nationalklub eine Erklärung — freilich angeblich nur zur jüdischen Frage — verlesen lassen, die folgende Grundsätze enthielt: a) „Im polnischen Reiche können öffentliche Gemeinde- und Staatsschulen nur polnisch sein, der Sprache wie dem Geiste nach. b) Aufgabe des polnischen Schulwesens ist die Heranbildung guter polnischer Bürger. Daher müssen die Schulen allgemein und Zwangsanstalten sein. c) Aus demselben Grunde müssen die gesamten Anfangsschulen sämtlichen Kindern ohne Unterschied der Konfession zugänglich sein.“

Es ist also gar kein Zweifel, daß von seiten der Polen den deutschen Schulen wirkliche Gefahr droht. Erfreulicherweise aber sind, wie man sieht, auch die Wächter bereits auf ihrem Posten, und sie haben längst mit den maßgebenden deutschen Stellen in Polen, in erster Linie mit dem Generalgouverneur selber, wegen dieser überaus bedeutsamen Frage persönliche Fühlung genommen, sodaß die Hoffnung berechtigt ist, daß, wenn die Schulverwaltung dem Staatsrat übergeben wird, die deutschen Minderheiten gesichert sein werden. Dann mögen die Polen in Gottes Namen die Verwaltung ihrer Schulen selber in die Hand nehmen, wenn sie dazu schon imstande sind, d. h. wenn sie bereits einen hinreichenden Beamtenstab besitzen. Wir haben dann gar kein Interesse daran und kein Bedürfnis, ihnen dabei länger im Wege zu sein, als unsere Sorge um die deutsche Minderheit gebietet.



Altes und mundartliches Sprachgut der vogtländischen Heimat

Von Theodor Hofmann



er im August 1914 unsere Feldgrauen unter dem Singen des Liedes „Vom Böglein im Walde“ und dem Ausdruck der Hoffnung auf ein Wiedersehen in der Heimat hat ins Feld ziehen sehen, der fühlte, daß die Heimat ihnen ein wertvolles Gut sei, für das sie gern Blut und Gut hingeben. Die Bedeutung der Heimat kam ihnen gerade jetzt, wo sie bedroht wurde, erst recht zum Bewußtsein. Und das hoffen wir alle, daß als eine Errungenschaft dieses gewaltigen Ringens ein größerer Stolz auf das Deutschtum zu buchen sein möge. Heimat-

sehnsucht fühlte ja schon vor dem Kriege unser Volk in seinen besten Schichten; Heimatschutz und Volkskunde lebten neu auf und fanden viele Anhänger. Und wenn die Menschen wieder die Heimat mehr schätzen, werden sie auch der Sprache ihrer engsten Heimat, der Mundart mehr Liebe und Wertschätzung entgegenbringen, die mit ihrem „Wurzel- und Erdgeruch“, mit ihrer Gegenständlichkeit und Klangfülle etwas unendlich Feineres ist als das Hochdeutsch der den Dialekt Verspottenden.

Das Folgende ist ein Versuch, altes und mundartliches Sprachgut meiner vogtländischen Heimat zusammenzustellen. Eine reiche Fundgrube war mir der Sprachschatz der Mutter, die, aus dem sogenannten Dreikönigsack, wo Bayern Sachsen und Böhmen aneinander grenzen, stammend, der Sprache ihrer Kindheit immer die Treue hielt.

Im Geiste sehe ich das im Dorfe Ebmath, unmittelbar an der böhmischen Grenze gelegen, einsam stehende Vaterhaus vor mir. Ich trete ein in die niedrige Stube, die „Stumm“. Jeder Vogtländer kennt die „Huzenstumm“. Rechts vom Eingang hängt das „Kannelholz“. Zum besondern Schmuck gereicht ihm eine lange Reihe zinnerner Teller, die einst die junge Böhmin dem Erwählten ihres Herzens in die Ehe gebracht hatte. Jetzt freilich sind sie „zum Schauen bestellt“; eine neue Zeit war angebrochen. Hier haben auch ihren Platz die geblumten, dickbauchigen böhmischen Obertassen, die Tüpfle, die bei Verlust aus dem „Kaiserlichen“ leicht zu ersetzen sind. Auf dem Kannelholz steht auch die Lichtpuze oder „schneuze, die zum Beschneiden des Gollichts (mhd. gollicht) benötigt wurde; der Docht (Dacht) dieses kleinen Ölkännchens wurde mit Leinöl gespeist. War das eine Funfel! Das heutige Geschlecht hat keine Ahnung von den traurigen Lichtquellen von Annodazumal. Der Liebling der Familie war der mächtige „Kachelofen“, bei dem grimmtigen vogtländischen Winter nur zu begreiflich. In seiner „Röhre“ bratet und kocht die Hausfrau; der Raum bei der Feuerung ist die „Hölle“, das Fenster auf der Seite das „Höllfenster“. Die Hölle sieht im Winter die ganze Familie zu Gaste; man sitzt auf der Bank, die Füße ruhen auf der Hitzsche. Zum Schutz gegen die Kälte trägt die Familie Filzschuhe = Tappen, die durch den häufigen Gebrauch sehr „herunterkommen“ und zu „Latschen“ werden. In solchen geht's laufen schon nicht so leicht; deshalb spricht der Volksmund bei einem mit schlechtem Gang, er latsche. Am Ofen ist die Pfanne angebracht, der Hofn-Safen.

In der Nähe des Ofens hing an zwei Ringen die an einem Balken befestigte „Schwanken“. In dieser aus fester, hausgewebter Leinwand hergestellten Luftwiege verbrachte der jüngste Sprößling der Familie die meiste Zeit seines Daseins. Den Kontakt zwischen der Schwanken und dem „Schwanker“ stellte ein starkes Band her. Eine mühsame Arbeit, bis der „leierige, zerrige Zornwinkel“ endlich Maul und Gucken schloß! Mitunter beweist Freund Adebear einem Ehepaar ganz besonders sein Wohlwollen; er beschenkt es mit

Zwillinge (Zwinlen); „die Frau hat gezwinelt“, sagt der Vogtländer nicht eben zart, aber verständlich. Doch auch für diese Überraschung ist gesorgt; ist ja noch eine hölzerne, „bodenständige“ Wiege vorhanden. Das ist aber nun ein „Petschen“-Wiegen um die Wette! Der wahre Satz, daß die Kinder am besten gedeihen, die man in Ruhe läßt, hat leider auf dem platten Lande noch nicht gar viele Anhänger. Als Beruhigungsmittel für den kleinen Schreihals diente der Nuppel oder Zulp. Früher stellte man ihn auf dem Lande sich selber her; weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit. Brot, Zwieback oder Semmel wurde „klar gekaut“, gesüßt, in ein reines Leinenläppchen gebunden und zwischen die „Maullippen“ gesteckt. Der Nuppel hatte einen derartigen Umfang, daß er nicht so leicht entfallen konnte. Später wurden die beiden kleinen Hempeze oder Hemdenmake im Kinderwagen, der „Kinderkutsch“, „zewanner“, d. h. miteinander, ausgefahren. — An diesem Ort will ich auch kurz der treuen Gehilfin von Freund Klapperstorch gedenken, der Hebamme; für die Wichtigkeit, die man ihrem Beruf beimißt, spricht der Name „Amtfrau“, wie sie genannt wird. Ist der kleine Ankömmling kein so gar großes Dummchen mehr, bekommt er eine Klapper oder eine Puppe (Docke); ein kleines Mädchen bekommt wohl auch eine Kette aus Perlen (Patterlen).

Im Zimmer fehlt auch das Sofa, das Kanapee, nicht. Wie oft haben wir den Vers gesungen:

Will mich einst ein guter Freund besuchen,
So soll er mir willkommen sein;
Ich setz ihm vor den allerbesten Kuchen
Und auch ein Glas Champagnerwein.
Die Seele schwinget sich wohl in die Höh, jubhe,
Der Leib allein, der bleibet auf dem Kanapee.

Draußen im „Haus“, dem Hausflur, stand die zweitürige Olme, der Speise- und Brotschrank; im Egerländischen Olme genannt. Sie barg in Lüten (Guden) oder auch sonst so manches, was uns Kinder anlockte. An der Haustüre war eine Klingel, ein Pinks, angebracht.

Fenster und verräuchert war die elterliche Küche. Über dem Waschkessel, mundartlich Restel, war eine Klammer angebracht, die das pichige Holz, das Rienholz, halten mußte. Noch befinne ich mich sehr wohl auf den großen Blechhut, den Lihhut, der als Rauchfang diente.

Auf einer steilen „Stiege“ geht's in die obern Räume. Der Name Treppe war uns nicht geläufig (den ersten Ausdruck findet man an der See als Bezeichnung für zwanzig Stück bei Garben und Eiern). Im Hausboden stand die mit Steinen schwer belastete Rolle oder Mangel, die auf Rollen, den Mangelhölzern oder Docken, ging. Im sogenannten Hausboden standen die reichgeblumten Schränke und Truhen (Laden); sie hatten einst den Hauptwert des Heiratsguts, des Kammerwoges (Kammerwagens), das einst die junge Frau in die Ehe gebracht hatte, gebildet. Wie solid hat nicht die gute alte Zeit gearbeitet; wie frisch sind nicht die Farben trotz eines Alters von über

ein hundred Jahren! Noch sehe ich die Mutter vor ihrem Wäschevorrat in der Lade knien. „Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die lang ich vergessen geglaubt!“

Der Haustüre gegenüber steht die Pumpe, die Plumpen oder Pflumpf. Mir fällt da ein spaßiges Verschen des vogtländischen Dialektdichters Louis Nibel ein, das ich vor Jahren auf einer Ansichtskarte in einem Wirtshause las:

Goste Dorcht, do kimmste rei,
Goste Geld, do schenk mir ein,
Goste kaans, iss a net schlimm,
Schauste nooch der Pflumpf dich im.

In der väterlichen Scheune, der Schei, war die Schupfen der Lagerraum für die Feuerung, die Banfen der für Heu und Grumt, die Tennloh unterm Dach der fürs Getreide und nach dem Ausdreschen, dem Drusch, der fürs Stroh. Vom Hanneballen schmettert der Hahn sein Kikeriki in den jungen Morgen hinein. Unter ihren Hennen aber hat die Hausfrau einige, die glucksen oder gäzen. Darüber ist sie nicht gerade erbaut; weiß sie es auch nicht aus den Fastnachtsspielen des Hans Sachs, — der Vogtländer würde sie Fosnettspiele nennen — so kennt sie es hinlänglich aus Erfahrung, daß Hühner, die gäzen, wenig Eier legen. In der Scheune stand die „Holmbänt“ zur Herstellung des Häckfels aus den Halmen und die Flachsbreche und -hechel. Wer die Leiden des Flachses unter den eisernen Stahlspitzen gesehen hat, der hat volles Verständnis für den mundartlichen Ausdruck des Durchhecheln von Menschen. An der Wand hängen die Siebe, die Reiter, mit denen der Bauer die Spreu (Spraal) von den Körnern trennt. Und treibt der Wind den Staub auf der Straße auf und wirbelt ihn hoch, so ist das eine Windspraal. In der Scheune finden wir die Dreschflegel, die Drischeln. Sehr verb sagt der Vogtländer: Nimm deinen Nischel (Kopf) weg, daß ich dir keins mit der Drischel verfeh. Sehr gern bringt der Bauer einen Taubenschlag, den Taubenhöller, an der Scheune an.

Die technischen Ausdrücke des kleinen landwirtschaftlichen Betriebes der Eltern waren nur der Mundart entlehnt. Die Sauche, der Odel, wurde mit der „Schufen“, einer Gelte mit sehr langem Stiel, aus dem Odelfaß geschöpft. Heu und Gras wurde Rind und Pferd in die Raufen (Raase) gegeben; „Kurzfutter“ bekamen sie in den Barrn, mundartlich Boorn. Freudig wird im Bauernhaus die Geburt eines Kälbchens, eines Mockels oder Mockeles, begrüßt. Nun gibt's Mockelemilch und -„Kieß-Klöße“. Ist das Kalb abgesetzt, so gibt's wieder mehr Milch. Hat die Bauersfrau genug Sahne oder Rahm beisammen, so buttert sie, sie „rührt aus“; mitunter ist sie mit der Butter nicht zufrieden, sie ist „griechlich“, hält nicht zusammen. Aus der Buttermilch wird Quark, Streichmaß, hergestellt, der sehr begehrt ist: Quark macht stark.

Sauche und Dünger (Odel und Dung) sind für den Landwirt höchst wichtig. Unter dem Zuruf: Wiste, hott = links, rechts, wird beides aufs Feld

gebracht. Zuweilen wird letztere auch bloß mit der Radewelle = Rowelle hinausgefahren. Mit der Misttrail, einem zweizinkigen Gerät, wird er abgeladen. Mit dem Pflug werden die Furchen, Fennen, gezogen; der breite Querstreifen am Anfang und Ende des Ackers ist die Anewand oder Amet. Die Egge heißt mundartlich Eiden, eggen = schlichten. Welch schöne Anschauung hat da der Vogtländer für die Redensart „einen Streit schlichten“, die Unebenheiten zwischen den Streitenden ausgleichen! Unkraut im Feld wurde durch „pecken“ gelockert; dieser Ausdruck — er bezeichnet ein kurzes, schnelles Hacken — hängt ohne Zweifel mit picken zusammen. Schwere Arbeiten wurden mit der Spitz- oder Keilhaue ausgeführt, sie besteht aus dem Stiel, dem Helm, und dem keilartigen Eisen. Ungebetene Gäste soll die Vogelscheuche und der Krautpopel vom Felde fernhalten; ob das „popel“ nicht eine Verstümmelung aus Popanz ist?

Die Heuernte ist im Vogtlande die Hääd, die Getreideernte der Schnit, die Garben werden gesammt = gesammelt und in Puppen = Docken aufgestellt. Die Sense (Sääsel) wird auf dem Dengelstock gedengelt. Die langen Grasreihen heißen Schwaden, die zu Schütten ausgebreitet werden; am Abend aber wird das oft fast trockene Gras zu „Schobern“ zusammengeschoben, um es vor dem Durchnäßen zu schützen. In der Zeit der Ernte wendet der Landmann dem heimatischen Himmel mehr Sorgfalt zu als sonst. Bei den Wetterstudien meiner Mutter spielte der sogenannte „Gerische Winkel“, weil er in der Richtung der Stadt Gera lag, eine gewichtige Rolle; war dort der Himmel klar, so glaubte sie gutes Wetter prophezeien zu können. Wie oft hörten wir sie sagen: Morgen gibt's schlechtes Wetter, die Sonne kriecht nei nen Popel. — Am meisten fürchtet sich der Bauer, der seine Ernte nicht versichert hat, vor dem Hagel oder den Schloßen; „es greißt“, sagt der Volksmund. Nicht gefürchtet sind die Graupeln.

Wohl jeder Vogtländer kennt die „Gemaápainten“, Gemeindepainte. Die Beunde, die Bende ist nach Grimms Wörterbuch sehr alt. In der Schweiz heißt's Beunde, Bünde; in Bayern Beunte, Piunt, Paint. Das Wort bedeutet Feld, Wiese, sehr oft ein Grundstück, das dem Gemeindeviehbetrieb verschlossen werden kann und sehr oft eine Wiese, die nur zur Grasbenutzung, nicht zur Heugewinnung gebraucht wird. Diese Painten sind gut bewässert, haben guten Boden und üppigen Graswuchs. Das trifft auch für die Gemeindepainte in Obmath zu.

Rehren wir zum Haus zurück. An seiner Giebelseite liegt der Kláanergarten, das ist Kleinodgarten, wie ihn auch das Protokoll über die Kirchenvisitation in Zwickau i. J. 1533 nennt. In ihm fehlt die Laube, das Lusthaus, nicht, am Zaun hängt die Gießkanne, die Sprengstitz.

Die Hausfrau kommt eben aus dem Garten, wo sie Zwiebelröhren = schluchtern und Schnittling = Schnittlauch geholt hat. Mit einem „Schnitzer“ macht sie Späne, Spriezele oder Schleifen zum Aufeuern. — Noch kann ich mich gut auf das Lummelmesser besinnen (ahd. lamel); das Heft ganz roh

aus Holz geschmizt und meist knallrot gefärbt, die Klinge mehr Blech als Stahl. Auch in Schlessen kennt man — wie ich in Grimms Wörterbuch lese — das Messer, da ist ein Lummelmesser ein schlechtes Messer. Die Hausfrau hat sich einen Splitter, Spreisel, in die Hand gestochen; sie hat's nicht weiter beachtet, so ist die Stelle „sichtig“ geworden, zum Eitern gekommen. (In meiner Heimat gibt es auch eine Spreiselmühle.) In der „Röhre“ (Maschine) wird's nun „lembig“, lebendig; diese Aussprache des Wortes ist ein Anklang an die ursprüngliche Betonung lebendig; auch bei Forelle legt der Vogtländer den Ton auf die erste Silbe. 's ist Sonntag, da gibts grüne Klöße (Grüngenisse). Riffen = reiben; auch der Stiefel, der Kragen niff. Mit der „Handkräzen“, einem sehr einfachen Handkorb, werden die großen „Erdäpfel“ geholt, mit dem Reib- oder Reibeisen werden sie zerkleinert. (Auch ein zänkisches, unverträgliches Weib ist ein altes Reibeisen.) Die Überbleibsel der Kartoffeln sind die Reiber, das Geriebene ist das „Reibig“. Zum Volksgericht gibts Gänsebraten, darnach hat die Familie schon lange „geleppert“. Vom Gänseleib (Gänsepecht) bleibt nichts übrig. Das Blut heißt Schweiß, der Fuß die Latsche. Die Gurgel (Drossel) wird getrocknet, mit Steinchen gefüllt; die beiden Enden werden ineinandergesteckt, und ein billiges Kinderspielzeug ist fertig.

Die so vornehm klingenden Bouillonkartoffeln nennt der simple Vogtländer Kartoffelstückchen oder Spalken, da gibt's sogar eine Abart, saure Spalken; er iszt nicht Kartoffelpüree, sondern Kartoffelmus; ist er recht dick angemacht, so iszt Stampf. Die Nudeln heißen mundartlich Ludeln.

Ludeln, Ludeln ess' ich gern,
Wenn sie nur erst fertig werrn,

sangen wir Kinder.

Meine Mutter nannte den Meerrettich nur Kräh; „Krähbrüh“ war uns immer willkommen. Kräh oder Kren ist ein sehr altes Wort. In einem Tischlied aus dem fünfzehnten Jahrhundert heißt's:

Mit sawrem Senf drei Schüsfelein
Die laßt uns einher geen (herein kommen)
Und schickt uns nach dem besten Wein
Zu einem gestoßen Kren.

Und in einer Stelle aus dem sechzehnten Jahrhundert lesen wir:

Nimb frischen Krän oder Rettich, den schneid scheinlich (in Scheiben). Beim Reiben des scharfen Krähs kamen der Mutter die Tränen in die Augen; sie mußte greinen. Das ist auch ein altes Wort, dessen Grundbedeutung „das Gesicht verzerren, weinen“ ist. Zähes (zaches) Fleisch wurde durch „bleien“ (schlagen) mürbe gemacht. (Auch Menschen können zach sein, wenn sie trotz allen Bittens nichts geben.)

Hauptfeste auf dem platten Land sind das Kirchweihfest (die Kerwe) und das Schlachtfest (die Krummbaa). Das ausgeschlachtete Schwein (die Sau) wird am Krummholz aufgehängt. Das Wellfleisch ist der Schüppspeck, die Wurstsuppe die Schüppsuppe.

Für den Nachmittagskaffee oder das Vesper (den Halberumb = halben Abend) buk die Mutter oft Äschluchen oder Kugelhopfen oder sie kaufte Hörnchen (Hörnle). Um neubackenes oder auch „schluffiges, talkiges, spindiges Brot“ genießbarer zu machen, wurden die Brotschnitten in den heißen Ofen gelegt und gebäht (mhd. baehen, baen = durch Überschlagen erwärmen); das geröstete Brot wurde mit Fett bestrichen und hieß Beschnitz.

Halten wir nun noch Umschau in der vogtländischen Tier- und Pflanzenwelt.

Gewaltigen Respekt hatten wir Kinder vorm Ohrwurm, dem Ohrenhöller. Der arme Kerl stand in dem schändlichen Verdacht — und sein merkwürdiges Äußere ließ ihn nur zu begründet erscheinen — daß er den Menschen beim Daliegen in die Ohren kriechen, er hieß auch gleich der Ohrenkriecher, und ihnen das Trommelfell zerstören.

Erst die Schule hat hier Wandel geschaffen.

Die Ameisen waren uns am bekanntesten unter der Bezeichnung „Säägamseln, (das letztere doch wohl eine Verstümmelung aus Ameise). Hatten sie durch Einspritzen der giftigen Flüssigkeit eine Entzündung der Haut hervorgerufen, so hieß es: die Säägamsel hat mich äagesäagt. — Auf der Wiese macht sich die Erdhummel durch ihr lautes Brummen sehr bemerklich; sie heißt im Volksmund „Sornhummel“, denn sornen = brummen. Auch die Ohrfeige (Maulschelle) sornet.

Gern gesehen ist auch im Vogtland das Marienkäferchen, dessen volkstümlicher Name Himmelssperdchen oder Himmelsvatterle ist. Wie oft haben wir es auf die Hand gesetzt und zu ihm gesprochen:

Himmelssperdchen, flieg auf
 Mach dei Gottestürchen auf,
 Übermorgen wird's schön drauf.

Der Vogtländer ist ein großer Freund der gefiederten Sänger, er kennt auch meist Nam' und Art derselben. Im obern Vogtland, an der böhmischen Grenze, hat fast jedes Haus den von Julius Moser im Lied verewigten Kreuzschnabel oder Krienitz; soll er doch die Krankheiten anziehen. Krienitz wird wegen seines grünen Kleids und seines grünen Hutes auch der sogenannte „Sauschneider“ genannt. Welcher Vogtländer konnte nicht die Zippe, die andernorts Amsel genannt wird? „Dös is e alte Zippe!“ sagt er wohl auch von einem Frauenzimmer, das sich recht empfindlich gibt.

Die zierliche Bachstelze wird zur Bockstelze, der Gassenbube Sperling zum Sperken; der gefürchtete Hühnerhabicht ist der Hacht, der Krammetsvogel heißt Ziemer oder Zeumer.

Allerorts im Vogtland ist die Eberesche angepflanzt oder angefliegen, für deren rote Beeren die Zeumer eine besondere Vorliebe zeigen. Die Zuneigung des Vogtländers zu seinem „Buglbärbaum“ kommt auch im folgenden Vers zum Ausdruck:

Um wenn iew gestorm bieß
 Jed wär'sch net drlaam —
 Do pflanz off mei Grob
 Sei aan Buglbärbaum!

Auch der Baldrian steht dem Herzen der Vogtländerin besonders nahe; nimmt doch die fromme Kirchgängerin gern ein Sträußchen dieser stark riechenden Pflanze, die der Volksmund „Marmferm“ nennt, um während der etwas „länglich“ geratenen Predigt die Lebensgeister wach zu erhalten; das auch die ganze Bankreihe munter erhaltende Sträußchen wird so leicht nicht vergessen.

Kommt das Johannisfest, so steht man auf den Waldwiesen die Johannisblumen mit ihren weithin leuchtenden Blütensternen leuchten, die Kannesblumen; ihre Blüten, in Spiritus aufgesetzt, geben die Arnika. Auch der Feldkümmel, Kunele genannt, ist heilkräftig. — Am Gründonnerstag fehlten auf dem Tisch die Rapinzen nicht, von denen wir das Verschen kannten, das freilich wenig tiefgründige Weisheit offenbarte: Rewinzele, Rewinzele, die wachsen in dem Schnee.

Am Haus steht der Holunderstrauch, die Hollerstauben, der die geschätzten Hollerbeeren liefert. Es fehlt auch nicht der Kriechelebaum, dessen blaue, runde Früchte wir Kinder so gern „pflocken“. Das Wort Kriechele ist sehr alt; im Simplicissimus lesen wir: haha, kriechen, gelt es seind so kleine pfläumlein?

Besuchen wir unseren lieben deutschen Wald mit seinen Lärchenbäumen, mit seinen Fichten und Kiefern (Föhren), mit seinen Wacholderbüschen (Wachhollerbüschen), an denen die blauen Wachhollerbeeren wachsen. Wie oft sind wir Pilze suchen — in die Schwämme — gegangen. Oder wir haben Heidel- oder Schwarzbeeren, Brom-(Brame-)beeren oder Himbeeren gesucht, um dann mit gefüllten Krügen und dem Gesang des Verschens

Juchhäre, juchhäre, ich ho mein Topf voll Beere

Und wer sein Topf nicht voller hat, der ist nen fauler Mehre (?)

heimzuziehen. Oder wir gingen mit dem „Reißer“ in den Wald, um das dürre Geäst für die Feuerung hereinzuholen. Der Waldboden aber lag über und über voll von Nadeln, den Tangeln; hin und wieder lasen wir auch die Zapfen der Nadelbäume, die Kusen oder Beschen, auf. Oder wir lagerten uns in der „Reut“ zwischen den hohen Gräsern, den Schmalln, die uns fast verdeckten, unserem „Goller“, der gewirkten Strickjacke, tat das keinen Schaden; oder wir setzten uns auf einen „Stöckhaufen“ und hatten unsere Freude an Bärlapp und Raßenspötchen, dem Edelweiß der Heide.

